

PETER BUBMANN

Wie muss ein Gottesdienst sein, damit die Menschen gerne singen?

1. Der Gottesdienst muss wirklich Gottesdienst sein, damit gerne gesungen wird.

„Ich singe dir mit Herz und Mund, Herr meines Herzens Lust; ich sing und mach auf Erden kund, was mir von dir bewusst.“ (EG 324,1)

In dieser Liedstrophe wird das gottesdienstliche Singen in dreifacher Weise charakterisiert: Singen ist Ausdruck der Lust an Gott, daher wird Gott zugesungen. Mit der Singstimme wird das Evangelium verkündigt. Und die Bewusstheit vom Wirken Gottes drückt sich darin aus. Der doxologische, verkündigende und lebens- und bewusstseinsverdichtende Charakter des Singens macht diese Ausdrucksform für den christlichen Glauben für den Gottesdienst besonders wertvoll. (Auf eine vierte wesentliche Wesensbestimmung des gottesdienstlichen Singens, nämlich die gemeinschaftsstiftende, wird noch zurückzukommen sein.)

Daraus ergeben sich zugleich erste Abgrenzungen:

Das Singen im Gottesdienst ist anderes als eine musikalische Show und bietet nicht die Bühne für Selbstdarsteller. Singen im Gottesdienst ist auch anderes als eine musikalische Gruppenstunde oder Chorprobe, denn das Pädagogische ist im Gottesdienst höchstens sekundär von Bedeutung. Schließlich dient das Singen im Gottesdienst auch nicht primär der musiktherapeutischen Selbsterfahrung, auch wenn das seelsorgerliche Potential der Kirchenmusik hoch zu schätzen ist.

2. Das Singen muss als bevorzugtes Medium gottesdienstlicher Kommunikation von den Beteiligten und Verantwortlichen theologisch gewürdigt und wahrgenommen werden.

„Ermuntert euch und singt mit Schall / Gott, unserm höchsten Gut, / der seine Wunder überall / und große Dinge tut“ (EG 322,2).

Warum besitzt gerade das Singen als besondere Form der Kommunikation solch hohen Wert für den Gottesdienst?

2.1. Singen ist Lebensvollzug

„Singen bei Anlässen des Lebens ist keine entbehrliche Zutat, sondern verdichteter Vollzug des Lebens. Wer singt, der lebt.“¹ Im Singen verdichtet sich das Menschsein, Singen ist „ein Phänomen von Eigenresonanz“². Singen bringt Identität zum Ausdruck und spielt mit ihr. Das Singen ist expressives Medium von Identitätsfindungsprozessen. Im Singen erschließt sich Selbst-Bewusstheit – körperlich-sinnlich und geistig. Aber es bleibt auch eine Fremdheit der eigenen Stimme gegenüber. Die stimmliche Identität bedarf immer des Hörens Anderer. Denn Identität entsteht durch Kommunikation und Zuschreibungen Anderer.

Wenn Gottesdienst (auch) als Verdichtung des Lebens vor Gott verstanden wird, dann ist er schon aus anthropologischen Gründen angewiesen auf das Singen. Das Singen bildet die evangeliumsgemäße Verschränkung von Eigenresonanz, dialogischer Kommunikation und zugesprochener Identität ab. Es hat schon formal eine Nähe zu Glaubensprozessen.

2.2. Singen ist ein Transzendierungsphänomen³

„Wer singt, überschreitet aber auch die Grenzen seiner Befindlichkeit. Besonders an Knotenpunkten des Lebens wird spürbar, dass der Singende sich nicht nur selbst darstellt, sondern im Singen über sich hinausgeführt wird.“⁴

Singen bringt mich mit meiner eigenen Vergangenheit in Verbindung und mit dem tradierten Sinnkosmos unserer Gesellschaft. Beides lagert sich ab in meinem Stimmklang. Aber es sind auch Zukunftsklänge ins Singen hineinkomponiert, Wünsche und auch Ängste. All das, woran das Herz hängt.

¹ Bernhard Leube: Singen, in: Fermor, G. / Schroeter-Wittke, H. (Hrsg.): Kirchenmusik als religiöse Praxis. Praktisch-theologisches Handbuch zur Kirchenmusik, Leipzig 2005, 14-19, hier 15.

² Christa Reich: Singen heute. Vermischte Bemerkungen zu einem komplexen Phänomen, in: Irene Mildenerger / Wolfgang Ratzmann (Hrsg.): Klage – Lob – Verkündigung. Gottesdienstliche Musik in einer pluralen Kultur, Leipzig 2004 (= Beiträge zu Liturgie und Spiritualität 11), 159-172, hier 164.

³ Im Folgenden sind Passagen übernommen aus: Peter Bubmann: Singen, in: ders., Musik – Religion – Kirche. Studien zur Musik aus theologischer Perspektive, Leipzig 2009 (= Beiträge zu Liturgie und Spiritualität 21), 69-82.

⁴ Leube, a.a.O., 15.

Singen ist daher auch ein Medium des Überschreitens und Transzendierens. Mit meiner Stimme und meinem Singen überschreite ich gesellschaftliche Konventionen, erkunde Neues und Ungewohntes.

Die Klänge der Zukunft, die sich in mein Singen mischen, sind stark durch meine persönliche Biographie geprägt, durch meine Überzeugungen, Sehnsüchte.

Diese können religiös geprägt sein. Dann sind es die Klänge des Himmels, die meinen Gesang dynamisieren. Als Klänge der endzeitlichen Liebe und Herrlichkeit Gottes sind sie mir klanglich voraus.

Ich singe und entdecke dabei neue Lebensräume. Theologisch bzw. religionsphänomenologisch mit dem Praktischen Theologen *Manfred Josuttis* gesagt: Singen ist ein „Verhalten mit transzendenter Tendenz“⁵.

2.3. Singen dient der Anamnese und Identitätsarbeit

Singen hilft einmal dazu, den eigenen Emotionen eine Form zu geben, ihnen Ausdruck zu verleihen. Die expressiven Möglichkeiten werden erweitert und differenziert. Gleichzeitig sind im Singen Spannungsabfuhr (Energieintegration) und Energiegewinnung möglich. Und durch beides hindurch ereignet sich Selbst-Bewusstwerdung, werden Bewusstseinsprozesse angeregt und kann sich das Individuum entfalten.⁶

Vielen Menschen gilt Musik dabei als individuelle Verschluss-Sache, die privat, und ungeteilt, nämlich unterm Disc-man oder mp3-player konsumiert wird. Hier teilt die Musik das Schicksal der Religion: Beide werden in private Reservate abgedrängt.

Die Verdrängung des gemeinsamen Singens wie der Religion aus dem Raum der Öffentlichkeit ist zugleich ein Bildungsverlust. Tradierte Formen der Lebenskunst sterben ab. Es kommt zu drastischen Einbußen traditioneller Frömmigkeitsformen und damit auch des gemeinsamen geistlichen Singens. Der Verlust des Hymnischen trifft dabei die Religion ins Mark: Gefährdet sind die lobende und klagende Hinwendung zu Gott, die Möglichkeit spiritueller Erfahrung (etwa von Trost), die Vergewisserung bekennender Gemeinschaft und die Verkündigung in Lied und Gesang. Singen wie Religion sind und bleiben jedoch für eine lebendige Kultur unerlässlich. Denn beides sind Formen, der eigenen Identität und tragenden gemeinsamen Werten Ausdruck zu verleihen, Tradition zu erinnern – und dem ganz Anderen zu begegnen.

⁵ Manfred Josuttis: Singen, in: ders.: Der Weg in das Leben. Eine Einführung in den Gottesdienst auf verhaltenswissenschaftlicher Grundlage, München 1991, 173-204, hier 178.

⁶ Vgl. Karl Adamek: Singen als Lebenshilfe. Zur Empirie und Theorie von Alltagsbewältigung. Plädoyer für eine „Erneuerte Kultur des Singens“, Münster 2003³, 199-202 u. 211-213.

2.4. Singen bildet Gemeinschaft und ermöglicht Partizipation an der Liturgie

„Im Medium Singen regelt sich das komplexe Verhältnis von Individualität und Gemeinschaftlichkeit des Glaubens. Singen ist also auch not, damit evangelische Christen in ihrer Zeit, Gesellschaft und Kultur je neu Gemeinde werden.“⁷

Dabei geht es allerdings nicht nur um konfessionell geschlossene Gemeinschaften. Gerade im Singen ereignet sich Ökumene und bilden sich Gemeinden „auf Zeit“ und „bei Gelegenheit“.

Christa Reich unterstreicht den dreifachen ökumenischen Charakter des geistlichen Singens⁸: Das Singen verbindet Kirchen und Konfessionen, aber auch Regionen, Länder und Kulturen; und schließlich schlagen Kirchenlieder ökumenische Brücken über die Zeiten hinweg.

Singen ist ein partizipatorischer Vorgang. Deshalb gilt: „Liturgie- und Liedgesang sind die Anwälte der Gemeindebeteiligung.“⁹

Der Ende 2005 in die Kinos gelangte Film „Wie im Himmel“ zeigt exemplarisch, welche gemeinschaftsstiftende Kraft das Singen besitzt. Aus einem zusammengewürfelten Haufen unterschiedlichster Menschen entsteht eine fast himmlische Gemeinschaft. Das Singen kann also begeistern und schweißt zusammen, ohne zu uniformieren. Die soziale Dimension des Singens wurzelt darin, dass Embryo und Säugling die Stimme der Mutter bzw. der Hauptbezugsperson als Teil der eigenen Existenz verstehen und etwa beim Hören von Wiegenliedern die Erfahrung symbiotischer Einheit machen. Was hier ursprünglich im Hören der mütterlichen Stimme geschieht, setzt sich später im gemeinsamen Singen fort. Es erzeugt eine Nähe, durch Verschmelzen im gemeinsamen Klang, die die Möglichkeit sprachlicher Interaktion weit übersteigt.

Allerdings: Stimmen durchdringen, nehmen ein, und können daher auch vereinnahmen. Stimmen wollen bestimmen. Stimmgewalt kann faszinieren und tyrannisieren. Deshalb ist Singen nicht von sich aus ein ethisch und pädagogisch fruchtbares Geschehen. Es bedarf immer der kritischen Reflexion. Auch in neuen rechtsradikalen und okkulten Szenen wird gesungen. Also gehört die Prüfung des Singens und der Möglichkeiten gemeinsamen Singens mit zur liturgischen Verantwortung dazu.

⁷ Konrad Klek: Zwischen Scham und Ekstase. Kirche als Ort, ins Singen zu kommen?, in: PrTh 43 (2008), 105-112, hier 110.

⁸ vgl. Reich, a.a.O., 170.

⁹ Klek, a.a.O., 110.

2.5. Singen ist hermeneutisches Medium, hilft zum tieferen Verstehen und erschließt das Wort

Kirchenmusik und insbesondere das eigene Singen stiftet eine zweite Ebene des Verstehens und der Interpretation.

Durch das Hören und Singen von Liedern, Motetten, Kantaten und Oratorien werden biblische und andere religiöse Texte in einzigartiger Weise erschlossen. Vielfach sind die auf diese Weise wahrgenommenen biblischen Texte überhaupt die einzigen, die im Gedächtnis haften bleiben. Neben diesem mnemotechnischen Argument ist jedoch vor allem wichtig, dass jede Vertonung von religiösen Texten eine zweite musikalische „Sprach“-Ebene hinzufügt. Die Worte bleiben dadurch nicht die gleichen: Sie erhalten einen bestimmten Klangleib, sind durch die Töne und Klänge gedeutet, verstärkt oder hinterfragt. Die musikalische Struktur bringt eine bestimmte Deutung ins Spiel. Begibt man sich auf die Spur dieser Deutungen, vertieft sich insgesamt das Verstehen.¹⁰

Durch die Texte, Vertonung und Aufführung werden religiöse Texte zu einem aktuellen Geschehen. Man kann sie nicht länger als objektives Wissen missverstehen. Sie treffen die Hörenden vielmehr als akustische Performance, die eine existentielle Stellungnahme verlangt. Damit repräsentieren die Klänge die performative religiöse Logik des christlichen Glaubens: Es geht nicht um objektiv-dogmatisches Verfügungswissen über Gott, sondern um Empfänglichkeit gegenüber dem Wirken des Heiligen Geistes, der zum Neuen Sein bewegt. Singen geistlicher Musik ermöglicht somit existentielle spirituelle Erfahrungen und daraus resultierende Bildungsprozesse der Lebenskunst.

Als Fazit bleibt mit *Bernhard Leube* festzuhalten: „Das Singen der Gemeinde ist[...] die Basis der Kirchenmusik. [...] Kirchenmusiker müssen im ursprünglichen Sinn wieder Kantoren, also Sänger sein.“¹¹

3. Der Gottesdienst soll Orte ritualisierten Singens beinhalten, damit Sicherheit und Beheimatung beim Singen entstehen kann

Ohne Regelmäßigkeit geschieht keine Beheimatung. Der Gottesdienst als Ritual ist auf Wiederholung angewiesen und angelegt. Davon ist das Singen nicht ausgenommen. Daher spricht einiges für eine gewisse Konstanz bei den Singweisen des Ordinariums (das erklärt auch die – ästhetisch-liturgisch wenig befriedigende – Dominanz von „Allein Gott in der

¹⁰ Vgl. Detlev Block: Verstehen durch Musik. Das gesungene Wort in der Theologie, Tübingen / Basel 2002.

¹¹ Leube, a.a.O., 19.

Höhe sei Ehr“ als Gloria-Lied, auch wenn zu bedauern ist, dass meist nur die erste Strophe gesungen wird). Auch die Forderungen nach einer Kernliederliste, die einen Grundbestand an Liedern für die Gottesdienst- und Gemeindekultur benennt, gehören in diesen Kontext. Hinter solchen Forderungen sollte also weniger das Bedürfnis nach einer katechetischen Kontrolle des Christenvolks stehen als die Einsicht in die Bedeutsamkeit wiederholt und ritualisiert gesungener Weisen. Inzwischen lässt sich ja nachweisen, dass auch die Sondergottesdienste / Alternativ-Gottesdienste des sogenannten „Zweiten Programms“ ihr je eigenes Repertoire aufbauen und pflegen. Und auch im neuen Liederheft des Ökumenischen Kirchentags 2010 „gemeinsam weitergehen“ finden sich zu Recht eine ganze Reihe altbekannter „Neuer geistlicher Lieder“. Im Übrigen ist auch längst empirisch belegt, dass die große Mehrheit der BesucherInnen von Weihnachtsgottesdiensten bei diesem Anlass keine neuen Lieder, sondern die altbekannten Weihnachtslieder erwartet.

4. Die Gottesdienstkultur muss eingebettet sein in eine Vielzahl anderer Orte bzw. Gelegenheiten des geistlichen Singens

Wer die gottesdienstliche Singkultur nachhaltig fördern möchte, muss deren Umfeld mit in den Blick nehmen. Dazu zählen:

- die Förderung familiären Singens (z.B. durch entsprechende ansprechende Liederhefte);
- Fortbildungen für ErzieherInnen, damit in Kindertagesstätten qualifiziert gesungen werden kann;
- eine bewusst gestaltete Singkultur im Kindergottesdienst;
- ein die Vielfalt musikalischer Methoden integrierender schulischer Religion- und gemeindlicher KonfirmandInnenunterricht;
- eine musikalische Ausdrucksformen aufnehmende Jugend- und Erwachsenenbildungsarbeit;
- ein sensibler Umgang mit dem Singen in seelsorgerlichen Situationen, insbesondere auch im Krankenhaus;
- eine neue Initiative für Generationen übergreifendes Singen und das Seniorensingen!

5. In singfördernden Gottesdiensten muss die Spannung zwischen Altbekanntem und Neuem im Liedgut verantwortlich ausbalanciert werden und die Vielfalt der Singformen und musikalischen Gattungen wahrgenommen werden; Lieder werden nach theologischen und musikalisch-ästhetischen Kriterien ausgewählt (Frage der Liedauswahl)

Immer nur das Gleiche langweilt; allerdings: man kann auch das Altbekannte immer wieder neu entdecken (dazu hat etwa *Christa Kirschbaum* wertvolle Arbeitshilfen herausgebracht). Ein einladend vorgesungenes Neues Lied macht neugierig, kann auch zum Mitsingen motivieren.

Die Vielfalt der Modi des Singens ist im Gottesdienst wahr- und ernstzunehmen. Es müssen nicht immer Choräle oder Liedformen sein. Werden etwa alle Elemente von Ordinarium und Proprium durch Choräle ersetzt, so ist dies letztlich ermüdend und nicht singfördernd! Stattdessen gilt es, dem jeweiligen Charakter der liturgischen Handlung gemäß auch die Singformen auszuwählen:

- deklamatorisches, doxologisches und betendes Singen (Kyrie, Halleluja, Sanctus etc.);
- kerygmatisches Singen (Lesungsgesang; deutsch-gregorianisches Singen und Kanillation; „Zwischengesang/Antwortgesang“; chorische Evangeliumsmotetten; Verkündigungslieder z.B. Vom Himmel hoch, da komm ich her; Wochenlieder);
- hymnisches Singen, also Liedformen (z.B. zum Kirchenjahr);
- Psalmsingen (auch in Liedform);
- meditatives Singen (Taizé etc.);
- experimentelles und glossolalisches Singen (Avantgarde; teils Gospel).

Idealerweise werden die Lieder für den Gottesdienst nicht allein nach theologischen Kriterien ausgewählt, sondern auch nach der ästhetischen Passung im Fluss der Liturgie (in der liturgischen „Realwelt“ habe ich allerdings oft den Eindruck, Theologen suchten thematisch passende Liedstrophen qua Konkordanz aus – das allerdings ist nichts anderes als eine platte homiletische Funktionalisierung des Singens). Allgemeine Hinweise zur Berücksichtigung der dramatischen Bedeutung des Singens im Gottesdienst könnten lauten:

- Dynamisierende, frische Melodien zu Beginn und am Ende.
- Am Anfang des Gottesdienstes keine Experimente.

- Am Schluss nochmals etwas Bekanntes.
- Neues Liedgut (aber auch altbekannte Liedstrophen) mehrfach in den Gottesdienst einbauen (Refrain-Charakter).
- Musikalische Querbezüge schaffen (Strophen auf Anfang und Schluss verteilen, oder auf verschiedene Teile des Ordinariums, z.B. „Allein Gott in der Höh’ sei Ehr“ (EG 179), V. 1+2 als Gloria, V. 3 als Agnus Dei).

Nötig ist daher eine Stärkung der liturgisch-ästhetische Kompetenz bei den liturgisch Verantwortlichen!

6. Das Singen im Gottesdienst stellt den Testfall des sensiblen Verhältnisses von Nähe und Distanz dar (Frage der Integration und Partizipation der Teilnehmenden)

Dass Singen soziale Nähe herstellen kann, ist durchaus ambivalent. Viele gut gemeinte Aktionen, die zum Mitsingen einladen wollen, gehen bestimmten Milieus und Gottesdienstteilnehmenden zu nahe, werden als bedrängend erlebt und erreichen genau das Gegenteil. Die Gemeinschaft im Gesang muss gewollt werden, erzwungen werden kann sie nicht. Das ist insbesondere bei den Kasualgottesdiensten ein echtes Problem. In der Volkskirche, die den eschatologischen ekklesiologischen Vorbehalt ernst nimmt und auch und gerade Kirche als Vorletztes wahrnimmt, muss es jedoch eine Pluralität an Verhältnisbestimmungen von Nähe und Distanz zum kirchlichen Singen geben dürfen. Deshalb plädiere ich dafür, auch den stellvertretenden Gesang (solistisch oder chorisch) insbesondere bei Kasualien als Sonderfall zu akzeptieren.

7. Im Singen will ich als Gottesdienstteilnehmender meinen eigenen Ton und mein eigenes Tempo finden können (Frage der Singanleitung und Begleitung)

Das Singen in Gemeinschaft ereignet sich in der Dialektik von Selbst- und Fremdbestimmung. Im Singen äußert sich ein Bedürfnis nach dem ganz eigenem Tempo und Ton. Eine zu stark kontrollierende Fremdbestimmung bringt leicht aus dem Takt oder lässt verstummen. Das betrifft insbesondere die Orgelbegleitung; es gibt die Gängelung durch Organisten, die genau zu wissen meinen, in welchem Tempo ein Lied zu singen sei, und nicht mehr auf die Gemeinde hören. Es gibt ungute Dominanz von Orgel oder Band/Musikgruppe, und immer wieder auch die Tyrannei der Experten.

Es ist immer wieder auszutesten, ob die Gemeinde nicht besser ohne Begleitung singt. Dafür eignen sich insbesondere Advent und Karzeit.

8. In singfördernden Gottesdiensten wird die Logik und der Fluss der Liturgie und zugleich die Rezeptionsfähigkeit der Teilnehmenden beachtet; die Stimmigkeit der „Inszenierung“ ermöglicht den langen Atem fürs Singen

Wer den Fluss der Liturgie so gestalten kann, dass sich stimmig ein Gesamtbogen ergibt, erleichtert das Singen, weil es dann als nahe liegend erscheint, gerade jetzt die Stimme zu erheben: z.B. beim Begrüßungsruf von Kyrie und Gloria, z.B. bei einem auf Lesungen antwortenden Halleluja-Ruf, z.B. bei einem wirklich gut in die Abendmahlsliturgie eingepassten Friedensgrußlied oder einem Segensbittlied, das stimmig vor dem liturgischen Segen kommt und nicht unsinnig erst danach. Oder an einem Mikrobeispiel illustriert: Wo in der Gemeinde der Respekt vor der Bibel und den Lesungen wirklich Haltung geworden ist, können die Rufe nach dem Evangelium ohne die sonst übliche Peinlichkeit gesungen werden (Ehre sei dir, Herr / Lob sei dir, Christus).

Es ist aber auch Rücksicht auf die Rezeptionsfähigkeit und die Singfähigkeit der Teilnehmenden zu nehmen: Am frühen Morgen sind nicht gleich die schwierigsten und in der Tonlage höchsten Lieder zu singen! Zu viele Strophen hintereinander ermüden. Hier helfen abwechselndes Singen mit Chor, solistische Strophen, instrumentales Zwischenspiel etc.

9. Auch Äußerlichkeiten in der Raumgestaltung und bei der Notendarstellung haben hohe Bedeutung für das Singen im Gottesdienst

Bekannt ist, dass die Raumanordnung der Bänke bzw. Stühle das Singen erleichtern oder erschweren kann. Ein Halbkreis fördert das Singen. Singen im Sitzen ist eigentlich grundsätzlich eine Unmöglichkeit. Tabu sollten auch schlecht lesbare Liedblätter und lieblose Kopiensammlungen sein, ebenso Liedanzeiger, die zu spät anzeigen etc. Neuerdings erlebt man in freikirchlichen Kreisen und alternativen Gottesdiensten häufig per Beamer projizierte Liednoten auf großen Leinwänden. Das erleichtert einerseits das Singen im Stehen, andererseits zentriert die Beameranzeiger das Geschehen wenig sinnvoll auf die Leinwand.

Von hoher Bedeutung ist auch die Stellung der Orgel: Spielt sie versteckt in den hohen Rängen oder vorne sichtbar im Chor. Nur im letzteren Fall kann der Organist/die Organistin auch kantoriale Aufgaben als Ansüßter/in zum Singen mit übernehmen.

10. Es darf auch Gottesdienste geben, in denen der Gesang eine geringere Rolle spielt. Oder: Manchmal ist weniger mehr.

Singegottesdienste haben es dort leichter, wo auch reine Wortgottesdienste möglich sind. Jede Ideologisierung des Singens im Gottesdienst ist schädlich. Singen ist äußerst „religions“-produktiv, aber nicht heilsnotwendig! Manchmal kann auch der Verzicht auf Gesang produktiv wirken: „Zur Authentizität kirchlichen Handelns kann essentiell beitragen auch der Verzicht auf Gesang – bei Kasualien – oder dessen drastische Reduktion – bei gering besuchten Gottesdiensten. Mit surrealen Riten ist niemandem gedient. Gemeinsames Sprechen von (Ablesbaren) Texten ermöglicht Teilnahme, während nicht gekanntes Singen bloßstellt und die Menschen verschämt abziehen lässt.“¹²

Die zentralen Gebete und Bekenntnisse der christlichen Gemeinde (Vaterunser, Apostolikum, Nizänum) sollten daher nicht (oder nur ausnahmsweise) gesungen werden, um niemanden vom Mitvollzug auszuschließen.

Zuallerletzt (aber theologisch gesehen zuerst):

Ein singfreudiger Gottesdienst wird dort erleichtert, wo mit dem Wirken des Heiligen Geistes gerechnet wird. Daher gehört zur Förderung des Singens im Gottesdienst auch die Bitte um das Wirken des Heiligen Geistes im Gesang der Gemeinde. Ich empfehle daher, regelmäßig die Bitte um den Gemeindegang in die Fürbitten mit aufzunehmen.

¹² Klek, a.a.O., 111.